Familienblätter.

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 25. Posen, den 20. Juni. 1880.

Der verzauberte Apfel,

oder:

Erste Jugendliebe.

Eine seltsame und kläglich zu lesende Histori in 6 Abentewern von H. Bauer.

Erstes Abentewer.

Handelt von denen jungen Theologis und deren abschewlichen Leiden. Ein langweilig Capitul.

Gewähre mir, o Muse, deinen Beistand, lehne dein göttliches Haupt an meine Schulter, daß mich der ambrosische Duft deiner Locken berausche und ich würdig singen möge die harten Prüfungen, welche der Levit Heinrich Xaver Hugendubel schon im jugendlichen Alter zu bestehen hatte durch Hunger und Liebe.

Levit im eigentlichen Sinne war nun allerdings besagter Hugendubel nicht, und damit der Leser durch die von mir gewählte Bezeichnung nicht irre geführt werde, sag' ich schon hier in der Einleitung

Lieber gleich dem Publiko
Wie und was und wann und wo

Den offiziellen Namen des Landes, in welchem mein Held lebte und litt, lasse man mich übrigens verschweigen; nomina sunt odiosa. Der Leser gestatte mir, ihm dasselbe unter der Bezeichnung „Das Land Uz" vorzustellen. Bewegt sich diese wahrhaftige Geschichte doch wesentlich in theologischen Kreisen, und so eignet sich als Pseudonym wohl der dem Buche Hiob entlehnte Name. „Und es war ein Mann im Lande Uz, der hieß Hiob. Derselbe war schlecht und recht." So beginnt das genannte Buch, und ein Hiob, ein schwer Geprüfter ist es ja auch, von dem wir singen wollen.

Immerhin fügen wir bei, daß dieses Land Uz im deutschen Reiche jenseits des Mainstromes liegt und einen seiner Kleinstaaten bildet. Schöne stille Menschen knieen dort nicht vor Lotosblumen, wie Heine vom Gangeslande singt, sondern sie sitzen allsonntäglich um große Schüsseln mit Sauerkraut, Schweinefleisch und „Spätzle",*) welche liebliche Zusammenstellung in besagtem Lande den Namen „Nationalhymne" führt, und mit Recht: schlingt sie doch am allwöchentlichen Ruhetage ein gemeinsames Band um den Souverain und die Unterthanen alle, vom ersten bis zum letzten. Wer vom Norden Deutschlands gen Süden wandelt, wird, so er sich an einem Sonntage den Grenzen jenes Landes nähert, in Folge der erwähnten Eigenthümlichkeit schon in ziemlicher Entfernung durch seine Geruchsnerven auf dessen Vorhandensein aufmerksam gemacht; ja es sollen sich sogar schon Luftschiffer, denen bewölkter Himmel die Aussicht auf die Erde entzog, und die wie verirrt im ungeheuren Raum schwebten, durch den zum oberen Aether auffsteigenden Sauerkrautduft orientirt und gerettet haben. Wären wir noch so fromm wie die alten Griechen, so müßte daher jene segensreiche Pflanze von den Luftschiffern ebenso göttlich verehrt werden, wie einst von den Seefahrern im Alterthum das Zwillingsgestirn der Dioskuren.

Das Land Uz hat eine glückliche Lage und ein sehr schönes Klima. Es produzirt daher allerhand, wovon wir nur folgende mangelhafte Uebersicht geben. Erzeugt werden allda: Weine, von denen die gewöhnlicheren Sorten durch ihre Säure die Leute zornig, trotzig, verstockt und streitfertig machen. Wer drei Schoppen solchen Weines im Leibe hat, der achtet seines Lebens gleich einer Bohne und begehrt nur zu kriegen und zu kämpfen, ob er auch dabei zu Grund gehe. Daher ist jenes Volk absonderlich tapfer, und hätte Plato, als er seine „Republik" schrieb, jene Weine bereits gekannt, er hätte sie gewiß für seinen Soldatenstand als Hauptnahrung, ja anstatt der Muttermilch verordnet; denn, so sagte er bekanntlich, dem Krieger darf Nichts an seinem Leben gelegen sein. Erzeugt werden im Lande Uz zu jenen Weinen und verschiedenen Bieren auch die nöthigen Wirthshäuser und Demokraten, ferner treffliche Würste und etliche Zeitungen zum Einwickeln; produzirt wird endlich: auf weiten Landstrichen der nöthige Kohl zum Sauerkraut, ferner Dichter, Kartoffeln und Theologen; letztere in solcher Menge, daß sie lange Zeit Exportartikel waren und zum Theil noch sind. Natürlich gehörte auch Hugendubel dieser Zunft im weiteren Sinne an, denn jeder Uzite ist entweder kirchlicher oder sectirerischer Theologe oder hat wenigstens einmal in seinem Leben mehr oder weniger Theologie studirt oder studiren sollen.

Der Hang zum Studium der Theologie ist nun freilich weniger aus größerer Frömmigkeit der Uziten, als vielmehr aus der Existenz von fünf evangelischen und einer Anzahl von katholischen Seminaren oder Klöstern zu erklären, in welchen die Zöglinge freie Station und noch ein Stipendium an baarem Gelde genießen, und die man daher füglich moderne Levitenschulen heißen kann. Die neueste Zeit hat den Zudrang gemindert, aber wenn noch vor zehn, zwanzig Jahren ein Kind männlichen Geschlechtes Spuren gesunden Menschenverstandes von sich gab oder davor bewahrt blieb, während der Zeit der ersten Entwickelung in irgend erheblicher Weise auf den Kopf zu fallen, dann wehe ihm! Ein Familienrath ward gehalten, sobald der Knabe das zehnte Jahr zurückgelegt, und er ward zum Studiren κατ' ἐξοχήν, d. h. zum Studium der Theologie bestimmt. Zu bemerken ist hierzu nur noch, daß die Zöglinge der katholischen Anstalten sich hauptsächlich aus dem Bauernvolke, die der evangelischen aus den Sprößlingen von Pastoren und dem Mittelstande bis zu dessen höheren Schichten hinauf rekrutirten.

Die Folgen des entscheidenden Spruchs im Familienrath waren übrigens rein interkonfessioneller Art, d. h. sie trafen die evangelischen und katholischen Auserkorenen gleich hart. Jeder derselben konnte von dem Zeitpunkte des Urtheilsspruches an den fröhlichen Knabenspielen Valet sagen und, wenn er wollte, das Abschiedslied der Jeanne d'Arc frei nach Schiller auf seinen Fall anwenden.

Der Weg in die unteren Seminare, wo die Zöglinge vom 14. bis 18. Jahr blieben, führte nämlich durch die enge Pforte des Landexamens, und auf dieses galt es sich nun vorzubereiten. Daß das keine Kleinigkeit war, mag man daraus abnehmen, daß von den paar hundert Bewerbern nur die 25 bis 30 Besten aufgenommen wurden. Das Opfer ward, um sich auf sothanes Examen vorzubereiten, meistens zu einem Präceptor (Lateinlehrer auf dem Lande) geschickt, der durch Drillen einer Heerde von Landexaminanden sich seinen mageren Gehalt aufzubessern trachtete, und zwischen Lehrern und Schülern gestaltete sich sehr oft das Verhältniß so, daß der erstere das Verbum τύπτω (ich haue) im Aktiv, die letzteren aber im Passiv durch alle Tempora und Modi drei oder vier Jahre lang konjugirten. Man sagte daher auch statt „einen Jungen zum Präceptor schicken" ihn zum Gerben geben, und das Präceptorat hieß die Gerberei. Das Grauen der Jugend vor diesem Institut war ein eben so großes wie nicht

*) Eine Mehlspeise, den wiener Nockerl verwandt.

unberechtigtes, und mancher verschlagene Junge stellte sich um die entscheidende Zeit dumm und verdreht wie der weise Solon oder der berechnende Brutus, um nur ungeschoren zu bleiben.

Alljährlich, wenn der Herbst in's Land kam, wurde in der Hauptstadt das Landexamen abgehalten. Da füllten sich alle Wege mit einem seltsamen Gewimmel, dessen Strom concentrisch auf jene Stadt losfluthete. In allerhand waldursprünglichen Fuhrwerken oder auch zu Fuß zogen die Pilger daher, meist Landpastoren mit einem Sohne. War die Angst und Abneigung des letzteren zu groß, so wurde auch noch der Vicar beordert, ihn in die Stadt schleppen zu helfen. Uralte lateinische und griechische Lexika hatten die Pilger unter dem Arm, und unterwegs noch wurden dem bleichen Examinanden die Hauptregeln aus Zumpt's Grammatik eingeschärft. „Daß Du mir nur nicht wieder utor mit dem Akkusativ konstruirst", sprach da wohl drohend und zugleich zitternd schon beim Gedanken an die Möglichkeit solcher Schmach ein Vater zu seinem Sohne, „Du bist immer so zerstreut, aber Du dürftest mir nicht mehr unter die Augen treten; nach Amerika müßtest Du, Unglückskind!"

Von den Wohnsitzen der Präceptoren aber gingen an jenen Tagen große verschlossene Omnibusse, wie man sie in Paris zum Transport der Verurtheilten nach dem Richtplatze anwendet, zur Residenz ab. Unheimliches Gemurmel ertönte aus denselben und manchmal ein Klatsch, der nicht eben einem freundschaftlichen Händedruck glich. Drin saßen der Präceptor und seine Zöglinge. Da wurden nochmals in der letzten Galgenfrist die unregelmäßigen griechischen Verba repetirt. Das tönte gar unheimlich in's Weite. Schaudernd vernahm's der Landmann.

Die Angst beim Examen machte manchen sonst ganz gescheidten Jungen völlig dumm und verstockt. Einen solchen Fall hat ein populärer Schriftsteller jenes Landes aufbewahrt. Ein fetter, wohlwollender, aber glaubenseifriger Prälat examinirte die jugendlichen Kandidaten in der Religion. Er hatte die Gewohnheit, den Examinanden mit kleinen, hervorstehenden Krebs-Aeuglein ganz nahe in's Gesicht zu starren. Das hatte schon Manchen aus der Fassung gebracht, und mit Entsetzen sah ihn nun ein bis in's Mark der Knochen zitternder, kleiner, bleicher Junge auf sich zutreten. Derselbe fühlte sich wie magnetisirt, weder die Zunge noch ein Glied vermochte er zu rühren. „Wer war es", fragte ihn jetzt der Prälat, dicht an ihn herantretend, „wer war es, der in dem feurigen Busche saß und zu Mose redete?" Starres Staunen des bezauberten Examinanden. „Wer war der Wohnende im Busche?" wiederholte bereits ungeduldig über das Schweigen des Einfältigen bei so leichter Frage der Examinant, indem er dem Jungen mit seinem Bauche einen ermunternden Stoß versetzte. Darüber verlor dieser vollends den Kopf und konnte kaum mehr die Thränen zurückhalten. „O, Du Unchrist, wer war der Wohner des Busches, der Sprecher aus dem Busche! Antworte, antworte! Du Taugenichts! bekenne!" Also gedrängt gerieth der Junge in die baare Verzweiflung, und plötzlich ertönte von seinen Lippen die alle Anwesenden fast zu Boden schmetternde, krampfhaft ausgestoßene Antwort: „Der Has'!" Fast hätte der geistliche Frager den Verbrecher als einen vom übeln Teufel selbst Besessenen, da er in Gegenwart eines Prälaten den Herrn zu lästern wage, exorcisirt, aber ein Lehrer legte sich in's Mittel und führte den halbtodten Jungen an die frische Luft.

Unten vor dem „Gymnasium", in welchem die Prüfung stattfand, harrten voll gespannter Erwartung die Väter und älteren Brüder der Examinanden. War die schriftliche Latein-Arbeit oder das griechische Pensum abgeliefert, so durften letztere ein paar Stunden sich erholen. Darauf lauerten die Angehörigen, denn die Jungen brachten das Konzept zu jener Arbeit mit, und aus diesem konnte man gleich entnehmen, wie die letztere gelungen war.

Freundlich schmunzelten die Väter, deren Söhne ein geniales Atqui oder Enim oder gar ein Quid quaeso geschickt angebracht hatten, aber noch denke ich des von mir erlebten Schreckens, als ich, Schreiber dieser wahrhaften Geschichte, jenes Examen selbst machte. Gemeinsam mit einem ländlichen Jüngling verließ ich das Gymnasium. Da stürzt aus dem Haufen der harrenden, sorgenvoll blickenden Väter eine hagere Gestalt in langem schwarzen Pfarrersrocke auf meinen Begleiter zu und reißt ihm sein Konzept aus der Hand. Hastig durchfliegt der Papa die Zeilen, plötzlich wirft er das Papier in die Gosse, eine ungeheure Ohrfeige saust durch die Luft und schmettert an's Haupt des Jungen. Im selben Augenblick faßt der in seinen Hoffnungen betrogene Vater den Sprößling am Genick, daß derselbe kaum mehr die Erde mit den Füßen berührt, und verschwindet in langen Sätzen mit ihm um die nächste Ecke. Roß und Reiter sah ich niemals wieder. Abends, als sich die Väter der Examinanden in einem öffentlichen Garten trafen — waren doch die meisten alte Universitätsgenossen — fehlte die hagere Gestalt sammt Sprößling. Verständnißvoll lächelte man sich zu, wenn sein Name genannt wurde. „Natürlich", so bemerkt der bereits oben erwähnte Schriftsteller zu diesem Falle, „der Vater eines Sohnes, welcher ut mit dem Indicativ konstruirt hatte, konnte sich nicht unter den Leuten sehen lassen."

Der Sieger in diesem Examen harrte vierjährige Klausur in einem der vier niedern evangelischen Seminare. Dann wurde eine abermalige Sichtung durch Examen vorgenommen, und jetzt erschloß sich vor den Vielgeprüften die Zauberinsel der Universität. Die 25 oder 30 mit den besten Zeugnissen wurden in das höhere theologische Seminar, das „Stift", aufgenommen. Eine Anzahl Anderer erlangte das Recht, in der „Stadt" auf eigene Kosten studiren zu dürfen. Außerdem existirte auf der Universität noch ein katholisches Konvikt oder höheres Seminar.

Diese drei Klassen von Musenjüngern unterschieden sich nun meistens in folgender Weise: Die in der Stadt Studirenden, ungebunden in ihrer Zeiteintheilung, tranken den ganzen Tag, und zwar sehr viel; die „Stiftler" mit zweistündiger Ausgangsfreiheit täglich tranken während dieser Zeit genau so viel wie die erstgenannte Klasse den ganzen Tag über, und die Konviktoren, welche nur eine halbe Stunde zur unbewachten Bewegung im Freien hatten, tranken während derselben das gleiche Quantum wie die beiden anderen Species zusammen. Dafür wurden sie dann später auch die Frömmsten.

Hugendubel war zur Zeit unserer Erzählung in seiner Entwickelung erst bis zum Stadium des niederen Seminars gelangt. Sein Schicksal hatte es gefügt, daß er seine vier Jahre in dem Kloster — nennen wir's Rosenthal, absitzen sollte. Ueber dieses im nächsten Kapitel.

Zweites Abentewer.

Der Autor deliniret in diesem Capitul die Qualitäten des Klosters Rosenthal und suchet Hugendubels förchterliches und erschröklliches Schicksal daselbst deme Leser glaubhafft zu machen.

Das Kloster Rosenthal besaß von den in seinem Namen enthaltenen Rosen zu der Zeit, in welcher unsere wahrhafte Geschichte spielt, nur die Dornen. Deutschland befand sich damals — Anfangs der Fünfziger Jahre — gerade in der Maienblüthe der Reaktion, der gesunde Menschenverstand hatte obrigkeitlicherseits Ferien, und daß hiervon ein Schlagschatten auch auf die Unterrichtsanstalten fiel, läßt sich denken.

Könnten die Menschen im Allgemeinen ohne Gehirn leben, die Regierungen hätten es damals den neugeborenen Unterthanenkindern sicherlich ausschöpfen lassen, um auf diese Weise den Normalunterthanen herzustellen. An einzelnen Individuen scheint übrigens das Experiment wirklich gemacht worden zu sein, wenigstens unterstützt die Geschichte gewisser deutscher Parteien diese Vermuthung.

Speziell manche Unterrichtsbehörden hatten damals eine Anschauungsweise adoptirt, die wohl am prägnantesten jener schwäbische Schulmeister zum Ausdruck brachte, von welchem Folgendes erzählt wird: Der ländliche Schulmonarch wurde aus irgend einem Grunde vor den Super-Intendenten citirt und erschien vor demselben, da seine auf den mageren Lehrergehalt fundirte Garderobe dem Gebiß eines alten Weibes glich, d. h. viele Lücken besaß, zwar in dunklem Rocke nebst dito Beinkleidern, aber in heller Weste. O, der Frechheit! „Wie kann Er sich", fuhr ihn der protestantische Nachfolger der Apostel an, „unterstehen, in so vorschriftswidrigem Aufzuge vor mir zu erscheinen?" „Ach, Euer Hochwürden", entgegnete halb zerknirscht, halb pfiffig das Schulmeisterlein, „wenn nur's Herz schwarz ist, auf's Uebrige kommt's nicht an." Ganz ebenso dachten damals gar manche mit der Leitung des Unterrichts beauftragte Männer, und dienstbeflissene Untergebene machten die praktische Nutzanwendung.

„Wenn nur's Herz schwarz ist", dachten auch die maßgebenden Lehrer im Kloster Rosenthal und proklamirten den Grundsatz, daß bei der Ausstellung der Zeugnisse das Herz, nicht der Kopf des Schülers den Ausschlag gebe.

Das herrliche Institut wurde von trefflichen Kräften geleitet. Der eigentliche Vorstand, welcher den klassischen Titel Ephorus führte, war ein gelehrter, liberalen Ansichten huldigender, aber schwacher Mann. Stete, quälende Kopfschmerzen suchte er durch häufiges Spazierenreiten zu lindern. Hierzu diente ihm ein altes,

unförmlich dickes Pferd, eine Art Nilpferd oder Hippopotamos. Da er selbst klein und kugelrund war, so konnte er seine beiden kurzen Beinchen, wenn er auf jener Maschine saß, nur wagrecht nach beiden Seiten ausstrecken, was seinem Reiten einen wildkühnen, gefährlichen Anstrich gab. Nie hat — seine Familie und den alten Stallknecht ausgenommen — ein menschliches Auge zugeschaut, wenn er sein Roß bestieg. Es geschah letzteres stets an einer umbuschten Stelle seines Gartens, welche, wie der Weg dorthin, nur von den Fenstern seiner eigenen Wohnung aus einzusehen war, und es mag daher die Sage entstanden sein, seine besorgte Gattin gestattete ihm das Reiten nur unter der Bedingung, daß er sich jedesmal von ihr an den Sattel mittelst der Beinkleider festnähen ließe. Dieses, sagte man, geschehe oben in des Ephorus Studierzimmer, alsdann werde er jedesmal von seiner gesammten Familie, mit dem Sattel zu einem Ganzen verwachsen, die Treppe herabgetragen und auf seinen muthig wiehernden Babieça geschnallt. Zurückgekehrt, wenn nach einstündigem Ritte das Roß umzukehren für gut finde, werde er ebenso wieder im Triumph in sein Studirzimmer zurückgetragen, allwo seine Gattin ihn eigenhändig von dem Sattel lostrenne, um alsdann erst den feierlichen Begrüßungskuß entgegenzunehmen.

Dieser herzensgute Mann, durch Taubheit noch unbeholfener gemacht, stand als Vorsteher der Anstalt unter dem absoluten Pantoffelregiment der zwei ihm untergebenen Professoren.

Beide gehörten, aber jeder in seiner besonderen Weise, zu den Stillen im Lande. Der eine, Professor Schlachter, ein großer starker Mann mit sinnlichem Gesicht und hervorstehenden starren wasserblauen Augen, hatte seine Gründe dazu. Das Glauben fiel ihm leichter als das Denken. Er war eine Spätgeburt, sofern er um etliche tausend Jahre zu spät auf die Welt gekommen war. Er lebte geistig vollständig in den Zeiten der Erzväter, die er in Vielem, auch hinsichtlich des Kindersegens mit Erfolg nachahmte. Alljährlich wuchs seiner Familie ein blonder dickköpfiger Sprößling zu, einmal sogar Zwillinge. Von jenem Tage an wurde er nachdenklich und gewöhnte sich an, so oft der Storch wieder auf seinem Dache klapperte, die Zöglinge in der hebräischen Stunde irgend einen Psalm oder sonstige Stelle, welche den Kindersegen preist, übersetzen zu lassen. Er traf dabei zwei Fliegen mit einer Klappe. Einmal erleichterten ihm die übersetzten Trostverse die aus dem Familienzuwachs entspringenden schweren Gedanken, und dann konnte er seine üble Laune an den Schülern auslassen, weil diese unvorbereitet und somit schlechter als gewöhnlich übersetzten. Sie merkten indessen bald die Absicht und halfen sich dadurch, daß sie das ganze alte Testament nach solchen Kindersegen-Stellen durchstöberten und sich ein für allemal auf deren Uebersetzung präparirten.

Einen Triumph der Pädagogik erblickte besagter Lehrer darin, wenn es ihm gelang, durch sentimentale Bußpredigten unter vier Augen seine Schüler zu Thränen der Zerknirschung zu rühren. Nicht lange währte es, so hatten etliche Schlauköpfe entdeckt, daß er seine Schüler lediglich nach dem rascheren oder langsameren Eintreten der Weinkatastrophe beurtheilte. Man erzählte, daß er zu diesem Zwecke eine Uhr in einer verborgenen Ecke seines Arbeitstisches stehen habe, auf welcher er bis zum ersten Schluchzen Minuten und Sekunden nachzähle, und daß er nach den auf diesem Wege festgestellten Resultaten seine Zöglinge wie Eier in ganz weiche, pflaumweiche, schnittweiche und hartgesottene eintheilte. Er hatte Recht, denn als Lehrer mußte er über seine Schüler doch ein Urtheil fällen können, und er half sich eben so gut er konnte. Die Zöglinge stellten in Folge dessen förmliche Weinübungen an, und binnen Kurzem konnten viele auf Verlangen zu jeder Zeit stromweis Krokodilsthränen vergießen. Hugendubel, der, eine Waise, von seinem Vormund ungefragt, ob er auch Neigung habe, zum Studium der Theologie gepreßt worden war, konnte es trotz allen guten Willens nie über die Schnittweichheit hinausbringen.

Es gab übrigens auch außerdem noch einen Weg zum Herzen dieses Lehrers. Man mußte ihm bezeugen, daß sein Hund singen könne; that dies ein Schüler, so galt er dem Professor immer noch für nicht ganz verdorben. Derselbe trieb nämlich in seiner Art tiefsinnige Naturstudien und war unter Anderem auf die Idee verfallen, alle Thiere besitzen wie Sprache so auch Gesang und musikalische Begabung. Von seinem Hunde, einem alten, mürrischen und mit der Welt zerfallenen Köter, behauptete er dies ganz bestimmt. Er sang ihm oft geistliche oder patriotische Lieder vor, bei deren Klang der Hund die Augen zudrückte, als ob er auf eine Zwiebel gebissen hätte, eines seiner gestutzten Ohren abwärts, das andere in die Höhe reckte und zuletzt in ein jämmerliches Geheul ausbrach. Dieses erklärte Professor Schlachter für die Rudimente von Gesang, und einmal erzählte er triumphirend, daß er gehört habe, wie sein vor der Hundehütte in der Sonne liegender Hund die Melodie „Was ist des Deutschen Vaterland?" deutlich vor sich hin geknurrt habe.

Dieses Knurren erklärte nun freilich die Welt aus dem Unbehagen, welches dem Hunde sein stets leerer Magen und seine stets getäuschte Hoffnung auf Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse verursachte; herzlos, wie sie stets ist, benützte sie die Gelegenheit daher nur zu malitiösen Bemerkungen über jene Melodie und das dazu gehörige Lied. Die Seminaristen dagegen hegten darum nur desto größere Sympathie für den Hund Fips — so hieß der Unglückliche —, denn sein Leiden war auch das ihrige.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kunst im Hause.

II.

Tapetenmuster. Fußbodendekoration und Teppiche. Thüren. Oefen. Beweglicher Wandschmuck.

Aus unseren bisherigen Betrachtungen ergab sich, daß, um zu einer harmonischen Wirkung unserer Wohnräume zu gelangen, es vor allem nöthig ist, Tapeten, Fußböden und Plafond farbig zu halten. Wir verwerfen damit die bisher für das Ideal einer eleganten Einrichtung angesehene Dekorationsweise: glänzend weiße Wand mit vergoldeten Leisten, Spiegel- und Bilderrahmen, weißer Ofen und weißer Plafond mit grauer, Stucco imitirender Malerei! Ein grauenhaft geschmackloses Ensemble! Gerade das Gold verlangt volltönige Farben und nicht die Negation derselben: weiß. — Welche Farben aber wir für die einzelnen Räume nehmen wollen, das hängt wesentlich von ihrer Bestimmung und äußeren Bedingungen, z. B. dem Mangel oder der Fülle des Tageslichtes ab. Aber mit der bloßen Farbe ist es nicht gethan: ein einfacher farbiger Anstrich genügt in keiner Hinsicht künstlerischen Ansprüchen. Die Wandfläche bedarf des Schmuckes, der Musterung, die sich jedoch nicht vordrängen darf, sondern von Weitem gesehen mit dem Grunde zu einem angenehmen Ton zusammengehen muß. Auch auf dem Gebiet der Tapetenmusterung ist und wird viel gesündigt. Nach früheren Auseinandersetzungen betrachten wir es auch hier als selbstverständlich, daß naturalistische Verzierungen verwerflich sind.

Gerade bei der Wandmusterung, wo die Zufälligkeit der Farben und Unregelmäßigkeit der Linien der naturalistischen Muster doppelt unangenehm wirken, hat selbst die Zeit der wüstesten Rococo immer noch eine gewisse Stilisirung der Muster erstrebt. Also stilisirte Muster ist das Erforderniß einer Wanddekoration: und diesem kommen auch heute die größeren Tapeten-Fabriken entgegen. Bei einer Gliederung der Wand durch Lisenen und mit Ornamenten verzierten pfeilerartigen Streifen — also nach dem Vorbild der architektonischen Wand — ist unbedingt zu verlangen, daß diese Gliederung nach dem malerischen, nicht nach dem architektonischen oder plastischen Prinzip durchgeführt werde, d. h. die Streifen dürfen nicht Säulen, Pfeiler, Friese 2c. durch gemalten Schatten und Licht nachahmen!

Ebenso wenig wie eine einfarbige Wand, kann ein glatt gestrichener, ungemusterter Fußboden als künstlerischen Anforderungen genügend bezeichnet werden: soll er — und er muß es durchaus — in der allgemeinen koloristischen Harmonie mitwirken, so bedarf auch er eines farbigen Schmuckes, den man auf verschiedene Weise erreichen kann. Für die moderne Wohnung in unserem Klima kommen Mosaiken, Terrazzoböden, Fließen so gut wie gar nicht in Betracht; für uns sind das geeignetste die Teppiche. — Die Teppiche haben sich zunächst in ihrer Musterung den für den Fußboden allgemein giltigen Gesetzen zu unterwerfen. Der Boden darf durch seine Musterung das Auge des Gehenden nicht täuschen, er darf nicht ein Gefühl der Unsicherheit erwecken dadurch, daß man glaubt über Höhen und Tiefen zu schreiten. Alle solche Kompositionen, welche ein Relief darbieten, sind deshalb als stillos zu verwerfen.

Zu dieser Klasse gehören alle jene Scheußlichkeiten mit Blumen, Fruchtstücken, Thieren und Aehnlichem, welche bis vor Kurzem bei uns herrschend waren, Liebesgaben, mit denen Freundschaft und Anhänglichkeit uns oft zu erfreuen pflegt! Es ist wider die Natur und den gesunden Menschenverstand, wenn wir auf zahmen und wildem Gethier umherwandeln; aber vollends muß es das Gefühl der Ehrerbietung jedes loyalen Menschen verletzen, wenn ihm zugemuthet wird, seinen Fuß auf die Porträts gekrönter Häupter zu setzen. Es ist unmöglich und unnöthig, hier alle die Verkehrtheiten aufzuzählen, welche die moderne Teppichfabrikation begangen hat und leider! noch begeht. Bald sieht man zu, resp. unter seinen Füßen „den Himmel offen", Vögel in der Luft und auf Zweigen, oder man wandelt auf Palmen; blumige Wiesen mit ungeheuren Vergißmeinnicht, Rosen, Kohlköpfen und anderm Grünzeug in den schreiendsten Farben, dazwischen Fragmente von Bautheilen in den schnörkelhaftesten Formen, sollen unsere Fußböden bedecken. Auf alle solche Stil- und Geschmacklosigkeiten wird aber Niemand verfallen, der sich die ganz einfachen Stilgesetze für den Fußboden-Dekor vor Augen hält. Der Fußboden ist eine ganz indifferente, ebene Fläche, deren Zweck es ist, betreten zu werden. Dieselbe ist — durch die Zimmerwände begrenzt, ein Umstand, der künstlerisch auszudrücken ist: dies ergiebt die Bordüre. Der Raum innerhalb dieser Umgränzung läßt eine doppelte Verzierungsweise zu: entweder überzieht man die ganze Fläche mit einem mehr oder weniger regelmäßigen Muster von Blumen oder geometrischen Figuren, welcher den Raum farbig beleben soll, ohne einen Punkt besonders hervorzuheben; oder wir betonen die Mitte durch ein in der Form der Gestalt der ganzen Fläche ensprechendes Feld, dessen Randverzierung nach außen weist und dem in den Ecken wiederum Verzierungen entsprechen können. Die letztere Dekorationsweise wird sich in großen Räumen am meisten empfehlen, deren mittlere Partien nicht durch Möbel verdeckt die kunstreichen Mittelfelder zur Geltung kommen lassen. — Das Ornament der Teppiche muß, wie oben schon angedeutet, durchaus Flächenornament sein; es darf nicht durch Licht und Schatten eine körperliche Wirkung hervorbringen wollen. Durch Stilisirung der zum Dekor verwandten Blumen und regelmäßige Ordnung derselben, durch freie Wahl der Farben, welche gänzlich unabhängig von denen der natürlichen Blumen sind, erreichen die Orientalen die unvergleichlichen Erfolge, deren sich ihre Teppiche bei uns erfreuen. An diese unerreichten Muster sich anzulehnen ist die Aufgabe, ja Pflicht unserer Fabrikanten und was die großen Fabriken in Schlesien und Sachsen bisher erreicht haben, das verdanken sie der Schule des Orients. Natürlich können außer Blumen auch andere Motive zur Ornamentation der Teppiche verwendet werden; die Weberei bei den besseren Teppichen der Knüpferei beruht auf der Kreuzung der Fäden im Quadrat: dadurch ergiebt sich von selbst eine geometrische Musterung, die bei feineren Stücken zur Arabeske führt. Diese Musterung verwendet auch der Orient und wir folgen ihm auch hierin; nur ist hier mit großer Vorsicht die Klippe zu vermeiden, nicht in spezifisch architektonische Dekorationsweise zu verfallen.

Wir haben uns bei dem Teppich, welcher ja immer mehr und mehr in den besseren Wohnungen auch in Deutschland Eingang findet — eine englische Wohnung ohne Teppiche ist bekanntlich undenkbar! — länger aufgehalten, als Mancher für nöthig halten wird. Aber auf keinem Gebiet wird mehr gesündigt, als auf diesem und Schreiber dieses kann aus reicher Erfahrung versichern, daß beim großen Publikum gerade dafür ein unglaublich geringes Verständniß zu finden ist; ja große Fabrikanten haben ihm versichert, daß sie sich vergebens bemüht haben, stilvollere Muster herzustellen, aber wegen des geringen Absatzes und dem Verlangen des Publikums nachgebend zu der Fabrikation der geschmacklosen Muster zurückgekehrt sind. Hoffentlich führen auch hier die Zeit und die Bestrebungen der Kunstgewerbe-Museen und Schulen bessere Zustände herbei.*)

Neben Wand, Plafond und Fußboden haben wir noch kurz einiger anderer festen Bestandtheile des Zimmers zu gedenken: der Thüren, Fenster und Oefen. Es ist selbstverständlich, daß zu einer harmonischen farbigen Wirkung des Ensembles die weißen Thüren, mit denen uns das Rococo beschenkt hat, nicht passen, ja daß sie jede Harmonie vernichten: sie erscheinen in einer farbigen Wand wie eingeschnittene Luftlöcher! Das einfachste, weil vernünftigste Mittel, Thüren- und Fensterumrahmungen mit dem übrigen Dekor in Harmonie zu setzen, ist dieses: dem Material sein Recht zu lassen, d. h. das Holz in seiner natürlichen Farbe und Beschaffenheit zu belassen. Dies erreicht man entweder durch Ueberziehen der Thüren mit einem mehr oder weniger dunklen durchsichtigen Lack, welcher die Maserung des Holzes erkennen läßt, oder durch einen Anstrich, welcher die Holzfarbe und Adern nachahmt: der braune schöne Ton des Holzes fügt sich jeder Farbe bequem an.

Was von den weißen Thüren gilt, gilt auch von den weißen und grauen Oefen, deren Formen durchweg schlecht sind. Man hat schon vielfach versucht zu besseren Formen, mit Relief- und Farbenschmuck zurückzukehren, leider hat die erhebliche Preisdifferenz die allgemeine Einführung dieser Arbeiten bisher verhindert. Am besten kann man sich die fahlen Ungeftüme vom Halse schaffen, wenn man sie mit guten Mustern in Oelfarbe bemalt; zu beachten dürfte dabei sein, daß man die einzelnen Kacheln als solche hervortreten läßt, also ein wiederkehrendes Muster verwendet. Auf diese Weise stört der Ofen wenigstens die harmonische Wirkung des Ganzen am wenigsten.

Ueber den beweglichen Wandschmuck: Bilder, Statuen und Büsten ist im Allgemeinen nicht viel zu sagen. Ein Oelgemälde fügt sich meist ohne große Schwierigkeit in einen harmonisch gestimmten Raum. Daß Statuen ꝛc. in Nischen oder Ecken gehören, nicht aber auf ganz unmotivirt aus der Wand ragende Konsolen, ist selbstverständlich. Nur über die Rahmen der Bilder eine kurze Bemerkung. Die Maler, welche nur an ihr Bild denken, lieben dasselbe ganz von aller Umgebung abzuschließen, es in die Tiefe des Rahmens zu legen, der dann steil nach außen abfällt. Hängt nun ein solches Bild im Seitenlicht an der Wand, so wirft der Rahmen einen Schlagschatten, der die Malerei gewöhnlich zur Hälfte in Dunkel hält. Viel richtiger ist es daher, das Bild aus der Tiefe heraufzuholen und den Rahmen nach Außen allmählich abfallen zu lassen, wodurch zugleich eine organische Verbindung mit der Wand hergestellt wird. Das glänzende Gold des Rahmens ferner gereicht der Wohnung nicht immer zur Zierde; der grünliche Bronzeton, den man heute vielfach anwendet, ist schon besser; in vielen Fällen wird aber ein schwarzer Rahmen oder ein solcher in der Farbe des natürlichen Holzes weit zweckentsprechender und stilvoller sein. A. P.

*) Denjenigen, welche sich für diese ganze Frage interessiren, sei das vorzügliche Werk von Julius Lessing: Alt-orientalische Teppichmuster. 30 Tafeln und Text. Berlin, S. Warmuth 1877, empfohlen. Die hier gesammelten Muster eignen sich auch vorzüglich zu Canevasstickereien.

---

* **Indianer-Kinder im Karzer.** Seltenen Besuch hat Ende letzten Monats die Schule für Indianer-Kinder zu Carlisle in Pennsylvanien erhalten. Dreißig Häuptlinge von den verschiedensten Sioux-Agenturen in Dakota fanden sich daselbst ein, um ihre unter den 175 Zöglingen befindlichen Kinder zu besuchen. Die berühmtesten der Gäste sind: Buntschwanz, Rothwolke und der Weiße Donner. Man zeigte ihnen alles, auch den ganzen Lehrgang, und das Meiste gefiel ihnen. Buntschwanz hielt darauf eine Rede in der Dakota-Sprache, worin er der Anstalt warmes Lob zollte. Nur eines tadelte er, die Einsperrung widerspenstiger Zöglinge ins Karzer; er meinte, Indianer-Kinder seien es nicht gewohnt, daß man sie wie schlechte Soldaten behandle, dazu seien sie zu jung und sie seien auch keine Sklaven. Kürzlich war der Sohn von Buntschwanz selbst, weil er einen Mitschüler geprügelt hatte, im Karzer einquartiert worden, und das hat der alte Häuptling offenbar übel genommen. Von Carlisle begaben sich die hohen rothen Herren nach der Festung Monroe, um auch die dortige Indianerschule zu besichtigen.

* **Ein Hamburger Witz.** Die Hamburger „Reform", die täglich an der Spitze der Zeitung ein Bild in der bekannten Witzblatt-Manier bringt, enthält in ihrer letzten Nummer einen lustigen Scherz, überschrieben „Zur künftigen Zollsperre bei Cuxhafen." Das Bild stellt den Meeresgrund dar und in der Meeresfluth schwimmen Fische von allerlei Gestalt umher; unter ihnen aber ragt ein mächtiger Stör durch seine imposante Größe hervor. Ihm gegenüber steht ein Taucher in dem bekannten Kostüm des Kapitän Boyton, der durch einen mächtigen deutschen Reichsadler, den er auf der Brust trägt, sich als unterseeischer Zollwächter charakterisirt. Der Dialog, der sich nun zwischen diesem submarinen Zollwächter und besagtem Stör entspinnt, ist folgender: Zollwächter: „Halt, wohin wollen Sie?" — Fisch: „Mein Name ist Stör. Ich komme aus dem Meere und gehe in die Elbe, um zu laichen." — Zollwächter: „Da müssen Sie erst den Zoll auf Kaviar bezahlen!"

* **Elend in der Großstadt.** Aus einem eben veröffentlichten parlamentarischen Ausweise erhellt, daß im verflossenen Jahre in London 80 Todesfälle stattanden, über welche das Verdikt der Leichenschau-Jury auf „Tod durch Erhungerung" oder „Tod, beschleunigt durch Entbehrungen", lautete. Von diesen Todesfällen ereigneten sich 48 im Zentraldistrikte, 28 im Osten und 1 im Westen der reichsten Stadt der Welt; 2 fanden in Westminster und 1 in Greenwich statt.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl Röstel.

Druck und Verlag von W. Decker u. Co. (E. Röstel) in Posen.